



Dies ist eine Leseprobe von Tropen. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Joris Luyendijk, geboren 1971, studierte Arabistik und Politik in Amsterdam. 1998 ging er für fünf Jahre in den Nahen Osten. Er war der jüngste Korrespondent, der je aus dieser Region berichtet hat, und gilt als einer der wichtigsten europäischen Fachleute für den Nahost-Konflikt.

*Joris
Luyendijk*

Von
Bildern
und
Lügen
in
Zeiten
des
Krieges

Aus
dem
Leben
eines
Kriegs-
bericht-
erstatters

AUS DEM NIEDERLÄNDISCHEN
VON ANNE MIDDELHOEK

TROPEN SACHBUCH

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Nederlands Literair Productie- en Vertalingenfonds.

Mit besonderem Dank an Toon van de Put.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Het zijn net mensen« im Verlag Podium, Amsterdam

Copyright © 2006 by Joris Luyendijk

Für die deutsche Ausgabe

© 2014 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München unter Verwendung
eine Fotos von © Jerome Sessini/Magnum Photos/Agentur Focus

Autorenportrait auf S. 1 von Hugo Keizer © 2007 by Hugo Keizer

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50325-8

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für meinen Vater

Inhalt

Vorwort 11

Prolog: Hello everybody! 15

Teil I

Journalismus für Anfänger 27

Keine News 46

Donor darlings und ein Hitler-Cocktail 62

Hamiha haramiha 81

All the News That's Fit to Print 98

Der 11. September und die weißen Flecken
der Diktatur 114

Teil II

Eine neue Welt 133

Das Gesetz der Schere 142

They are killing innocent Jews 156

Blutige Besatzung 181

In der Brotfabrik 202

Absurd und grotesk 212

Teil III

Neue Puppen, altbekannte Fäden 227

There's money in the flag 238

Editorische Nachbemerkung 253

Anmerkungen 256

»... Und dann sage ich: Lieber Gott, jetzt sag doch mal. Dieser ganze Hunger, diese Not, Krankheiten, Katastrophen. Ähm, Kindesmisshandlung, Kinderporno und der Holocaust. Wozu das alles? Und dann sagt Er: Nun ja, wegen soundso und soundso und so. Und dann sage ich: Ach so! Ja, tatsächlich. Jajaja, ach ja. Natürlich ... Nein, jetzt verstehe ich's. Alles halb so schlimm, oder?«

Hans Teeuwen, *Trui*

»There's a war between the ones who say there's a war and the ones who say there isn't.«

Leonard Cohen, *There's a War*

Vorwort

Seit dieses Buch im Jahr 2006 erstmals erschienen ist, hat sich im Nahen Osten eine Menge verändert. Damals waren Blogs für die meisten Menschen etwas ganz Neues, Mobiltelefone wurden hauptsächlich zum Telefonieren verwendet, und Facebook existierte im Grunde noch nicht. Das englische Wort »twitter« wurde noch ohne großes T geschrieben und bezeichnete ausschließlich das, was Vögel tun, wenn sie zwitschern. Arafat, Sharon und Bin Laden waren noch am Leben, der misslungene Aufstand im Iran hatte noch nicht stattgefunden, und auch der Arabische Frühling stand erst noch bevor. US-amerikanische Truppen hielten den Irak besetzt, und der libysche Staatschef Muammar al-Gaddafi knüpfte wieder freundschaftliche Beziehungen zu den westlichen Staaten. Die Türkei und Israel wurden noch engere Verbündete, während man im Zusammenhang mit Syrien nur an Diktatur dachte und keineswegs an einen unvorstellbar grausamen Bürgerkrieg.

Acht turbulente Jahre waren das, und dennoch hat sich das Vorgehen der Mainstream-Nachrichtenmedien in diesem Zeitraum so gut wie nicht verändert. Auch wenn sie bei der Berichterstattung mittlerweile Blog-Posts, Twitter-Feeds, Amateuraufnahmen und Facebook-Meldungen berücksichtigen. Die Demokratisierung der Technologie hat das Monopol der Medien auf Erzeugung und Verbreitung von Bildern für alle Zeit gebrochen. Man denke nur an die nachhal-

tigsten Bilder der letzten anderthalb Jahrzehnte, die allesamt von Nichtjournalisten stammen: Die Propagandavideos von Al-Qaida und die Enthauptungen im Irak. Die Hinrichtung Saddam Husseins. Die Internet-Posts und -Clips der syrischen Rebellen ... Und nicht zuletzt die Amateuraufnahmen, die den Lauf der Geschichte verändert haben: Die Bilder der einstürzenden Hochhäuser in New York am 11. September – das erste globale Trauma, das in Echtzeit entstand.

Die Technologie hat fundamentale Veränderungen bewirkt, und die Nachrichtenmedien können auf viel mehr Quellen zurückgreifen als je zuvor. An der Erstellung ihrer Beiträge hat sich seit dem Jahr 2006 allerdings kaum etwas verändert, was bedeutet, dass die allermeisten der in diesem Buch beschriebenen Mechanismen immer noch existieren.

Nehmen wir etwa die Berichterstattung über die Ägyptische Revolution. In den achtzehn Tagen bis zum Rücktritt von Diktator Mubarak (bitte sagen Sie nicht Präsident) befanden sich auf dem Tahrir-Platz bis zu zweihunderttausend Demonstranten. Da Kairo aber nun mal eine Großstadt mit rund zwanzig Millionen Einwohnern ist, bedeutet das, dass 99 % der Bewohner nicht dort waren. Was waren ihre Gedanken? Das wissen wir nicht. Wie allseits bekannt, gibt es in Polizeistaaten keine brauchbaren Meinungsumfragen, denn entweder werden erst gar keine durchgeführt oder ihre Zuverlässigkeit muss stark angezweifelt werden – wer wäre schon so verrückt, einem unbekanntem Meinungsforscher am Telefon von seiner Wut auf den Diktator zu erzählen? In diesen achtzehn Tagen des Aufruhrs machte das ägyptische Staatsfernsehen pausenlos Stimmung gegen die Demonstranten, wohingegen der arabische Nachrichtensender Al-Jazeera mit seiner Sympathie für den Aufstand nicht hinterm Berg hielt. Es wäre äußerst interessant gewesen, hier zuverlässige Einschaltquoten zu haben; wie viele Ägypter den einen Sender anschauten und wie viele den anderen. Aber solche Quoten gibt es nicht.

Das Deprimierendste war damals, dass die Nachrichtenmedien überhaupt kein Vokabular fanden, um über diese »weißen Flecken auf der Landkarte« angemessen zu berichten. Das ägyptische Volk wurde als eine Art Monolith dargestellt, unverbrüchlich in der Revolte vereint. Und es ging nur noch um die Frage: Wann ist das Regime am Ende? Dabei wäre es hilfreich – und keineswegs schwierig – gewesen, detailliert und einfühlsam zu erklären, wie ein Regimebefürworter die Revolution wahrnahm – man hätte nichts weiter tun müssen, als die staatlichen Medien zu verfolgen.

Die Technologie hat eine Revolution durchlaufen. Gleiches gilt für die arabische Welt. Der einzige Mitspieler, der sich im Grunde nicht verändert hat, ist der Überbringer der Botschaften: das Mainstream-Nachrichtenwesen.

Hiervon sind auch andere in diesem Buch beschriebene Mechanismen betroffen. Meines Wissens erklärt bis zum heutigen Tag keines der großen Medienunternehmen auf seiner Website, warum es ein bestimmtes Vokabular verwendet: »besetzte« Gebiete bzw. »umkämpfte«; »König« von Saudi-Arabien bzw. »Diktator«; »syrische Rebellen« bzw. »Dschihadisten in Syrien«. Analog dazu wird nirgendwo erläutert, nach welchen Kriterien über etwas berichtet wird und auf welche Weise dies geschieht. Warum sind drei Tote in Gaza eine Nachricht, dreißig Tote im Irak hingegen nicht?

Es gibt in den Medien einen autoritären oder zumindest patriarchalischen Grundzug, der so tief eingewoben ist, dass man ihn fast nicht bemerkt.

Ich für meinen Teil bin nach wie vor davon überzeugt, dass ein zwischen Journalisten und Publikum offen geführter Dialog über die Auswahl- und Bearbeitungskriterien der Medien ein bedeutendes erzählerisches Mittel sein kann, um Dinge hervorzuheben, die ansonsten keinen Eingang in die öffentliche Diskussion finden würden. Allerdings würde solch ein offener Dialog auf Seiten der Journalisten ein Umdenken er-

fordern, wie es für die nähere Zukunft wohl kaum zu erwarten ist.

Zum Schluss dann etwas noch Deprimierenderes. Es gibt einen weiteren Umstand, an dem sich seit dem Jahr 2006 nichts verändert hat. Bis zum heutigen Tag spielt es für die öffentliche Meinung in den westlichen Staaten keine Rolle, in welchem Ausmaß ihre Regierungen arabische Diktatoren unterstützten – und noch immer unterstützen. Das saudi-arabische Regime hat alles in seiner Macht Stehende getan, um den Arabischen Frühling zu unterminieren. Und dennoch ist Saudi-Arabien nach wie vor ein Verbündeter des Westens, bis an die Goldzähne bewaffnet und ausgerüstet von »Verteidigungs«-Unternehmen, deren Waffenarsenale gegen die Demonstranten in Bahrain und anderswo eingesetzt wurden. Die traurige Wahrheit ist, dass demokratisch gesinnte Araber vom Westen kaum etwas zu erwarten haben – abgesehen natürlich von hohlen Phrasen und den gut gemeinten Gesten letztendlich unbedeutender Randfiguren.

Joris Luyendijk,
Februar 2014

Aus dem Englischen von Dieter Fuchs

Prolog: Hello everybody!

»Und? Weiter?« Der Koordinator von Ärzte ohne Grenzen verließ die Baracke und betrachtete seine Stiefel. Ich nickte und wusste, dass ich mir auf der Stelle etwas einfallen lassen musste, damit mir in der nächsten Baracke nicht die Tränen über die bleichen Wangen liefen, denn das wäre so ziemlich das Letzte.

Es war ein verregener Tag im September, und ich steckte in einem Dorf namens Waw im Südsudan, einer Gegend, die in den letzten zwanzig Jahren höchstens mal mit Nebensätzen wie »von Hunger betroffen« und »vom Bürgerkrieg zerrüttet« in der Presse erwähnt wurde. Irgendwo auf der anderen Seite des Flusses hatten die Rebellen ihr Lager aufgeschlagen, auf unserer Seite hatte Ärzte ohne Grenzen ein Camp für »hungrige Flüchtlinge« errichtet. Gerade war mal wieder Waffenstillstand.

»Willst du das echt sehen?«, hatte mich ein erfahrener Kollege in der Hauptstadt Khartum gefragt. »So ein Hungercamp brennt sich für immer auf deiner Festplatte ein.« Der nächste gab den Rat: »Ich sage nur Autopilot. Hauptsache, es bringt was für deinen Artikel.«

Nun, was der Koordinator von Ärzte ohne Grenzen mir gerade in den ersten beiden Baracken gezeigt hatte, brachte eine Menge für meinen Artikel. Das war wie in den Nachrichten oder in einem Spendenaufruf der Welthungerhilfe. Kinderbäuche, von denen ich ungefähr seit der Grundschule

wusste, dass gerade der Hunger sie aufbläht wie einen Ballon. Knochen, die sich spitz unter der Haut abzeichnen, wie das Gestänge in einem verwehten Zelt. Kleine Kinder, die so ausgezehrt sind, dass die Mütter ständig ihr Köpfchen stützen müssen, weil sie sich sonst das Genick brechen. Das alles brachte was für meinen Artikel.

Auf unserem Weg kamen der Koordinator und ich an einem Plakat vorbei, das eine Zeichnung von plündernden Soldaten und wehrlosen Bürgern zeigte. »Kämpft nicht gegen die Zivilbevölkerung«, stand darüber. Im ganzen Dorf waren die Bürgersteige hochgeklappt. Das Kaffeehaus Islamische Reinheit, die Papst-Johannes-Paulus-Schule, der Krämerladen Nazareth, das Amt für die Registrierung von Ehrenworten und Versprechen, alles hatte dichtgemacht. Die Fensterläden verriegelt, die Türen vernagelt, auf den Veranden kauerten Flüchtlinge. Alles vermischte sich hier: Flüchtlinge, Dorfbewohner, Menschen, die an Jesus oder an Allah glaubten, an Geister oder an Baumgötter.

Entlang von Pfützen und Müll schlängelten wir uns zur dritten Baracke. Dort warteten wieder fünfzig Leute auf mich, die ins Leere starrten, Schutz vor dem Regen suchten, um ihre Toten trauerten, der nächsten Lebensmittelausgabe harrten. Es kam mir vor, als sähen sie einfach durch mich hindurch, als hätte jemand den Glanz aus ihren Augen genommen. »Sterbensmatt«, notierte ich in mein Notizbuch.

Wir waren da. In den ersten beiden Baracken hatte ich noch irgendwie versucht, ernst auszusehen, und so etwas wie eine Miniverbeugung gemacht, um irgendwie Haltung zu bewahren und die Tränen zurückzuhalten. Jetzt aber hob ich wie in einem Reflex die Hand, verzog das Gesicht zu einem Grinsen und rief: »*Hello everybody!*«

Und da geschah es. Auf einmal leuchteten bei allen die Augen. Die Mädchen kicherten, ein alter Mann setzte sich aufrecht hin und Kinder stupsten ihre Mutter an: Mama, da! Ein

kleiner Knirps von ein, zwei Jahren machte sich von seiner Schwester los, klammerte sich mit beiden Händchen an mein Knie und purzelte hin. Die Mütter mit ihren abgemagerten kleinen Kindern brachen in Lachen aus und winkten mir zu.

So begann 1998 meine Zeit als Auslandskorrespondent im Nahen Osten, und nach fünf aufregenden Jahren war sie vorüber. Während meine Sachen noch in einem Schiffscontainer auf dem Rückweg nach Holland waren, machte ich dort bereits eine Abschiedsrunde bei meinen »Kontakten«, Leuten, denen ich Visa, persönliche Empfehlungen oder anderweitige Hilfe zu verdanken hatte. Der Letzte auf meiner Liste war ein arabischer Botschafter. Wir tranken Tee in seiner Villa in Den Haag und ich gab noch einmal mein Kunststück »Ich spreche Arabisch, passen Sie mal auf« zum Besten. Der Botschafter fand es etwas seltsam, ausgerechnet jetzt als Korrespondent aufzuhören, wo doch die Amerikaner nach Bagdad vorrückten. Ich erzählte, dass ich eigentlich schon früher aufhören wollte, aber wegen des Krieges ein paar Monate drangehängt habe. Ein Assistent erschien, flüsterte dem Botschafter etwas zu und schaltete CNN ein. Der Sender zeigte gerade, wie auf dem Fardus-Platz (dem Paradiesplatz) in Bagdad die riesige Sadam-Husseini-Statue niedergerissen wurde. Die Iraker jubelten und skandierten Parolen in die Kamera, droschen mit Schuhen auf die Statue ein. »*Thank you, Mister Bush!*« Der Nachrichtensprecher sprach feierlich von einem »historischen Augenblick«: Der Krieg war zu Ende. Der Albtraum Saddam war Vergangenheit, Bagdad feierte die Befreiung. Mit genau dieser Schlagzeile sollten die Zeitungen am nächsten Tag aufmachen.

Der Botschafter zappte zum arabischen Sender Al-Dschasira. Wieder lief etwas über den Fardus-Platz, durch den Schnitt wurde aber ein anderer Schwerpunkt gesetzt. Wir sahen amerikanische Soldaten an demselben Ort triumphierend

eine amerikanische Flagge über die Saddam-Statue werfen. Danach wurde gezeigt, wie dort fieberhaft verhandelt wurde und die amerikanischen Soldaten die Flagge schnell wieder entfernten. Dann zeigte Al-Dschasira die jubelnden Iraker von CNN, allerdings aus einiger Entfernung, so dass klar wurde, wie wenig Menschen eigentlich auf dem Platz waren und dass die meisten aus der Distanz zuschauten.

Ich verabschiedete mich vom Botschafter, und in den nächsten Monaten machte ich das, was die meisten Auslandskorrespondenten bei ihrer Rückkehr zu pflegen tun: Ich versuchte, ein Buch über »meine« Region zu schreiben. Aber schon nach den ersten Seiten kam ich nicht weiter. Manchmal bekam ich in der Zeitung oder im Fernsehen mit, wie jemand behauptete, der Fundamentalismus funktioniere so oder so und der Friede in Nahost würde schon einkehren, wenn Israel »sich nur aus den besetzten Gebieten zurückzieht« oder »die USA aufhören, die Diktatoren zu unterstützen«. Klingt eigentlich ganz plausibel, dachte ich. Und irgendwie auch wieder nicht. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, und so wurde es nichts mit dem Buch.

Später musste ich an meine zweite Woche als Korrespondent zurückdenken. Ich war gerade aus dem Sudan wiedergekehrt und wartete beim Informationsministerium in Kairo auf einen Stempel. Es dauerte und dauerte, und so kam ich mit einem Kollegen ins Gespräch, der auch dort wartete. Er war wirklich ein alter Hase und innerhalb von fünf Minuten erzählte er mit seiner Whiskystimme, dass er seinen besten Freund im Iran-Irak-Krieg verloren habe. »Das Commodore-Hotel im libanesischen Bürgerkrieg, das waren noch Zeiten! Was, du kennst das Commodore nicht?« So ein Typ war das. Ich erzählte, dass ich Schriftsteller sei und gerade als Auslandskorrespondent angefangen habe. Er hat nur gegrinst: »Ein Buch über den Nahen Osten musst du in der ersten Woche

schreiben. Je länger du dich hier rumtreibst, desto weniger kapiertst du.«

Das war nicht nett gewesen, und wahrscheinlich auch so gemeint, doch als ich zurück in Holland war, begann ich zu begreifen, was dieser Presseveteran eigentlich sagen wollte. Bevor ich nur einen Fuß in die Region gesetzt hatte, war ich vor allem durch die Medien schon längst über den Nahen Osten »im Bilde«. Einmal vor Ort wurde dieses Bild langsam gegen die Wirklichkeit selbst ausgetauscht, und die war deutlich weniger übersichtlich und verständlich, als die Medien suggerierten. Als mir das zum ersten Mal so richtig bewusst wurde, stand ich gerade in der dritten Baracke in Waw.

Auf dem Weg dorthin hatte ich die Nachrichtenbilder von lauter armen Menschen im Kopf. In den ersten beiden Baracken bekam ich prompt lauter solche armen Geschöpfe zu sehen, und wenn ich in der dritten Baracke nicht ohne zu überlegen »*Hello everybody!*« gerufen hätte, hätte ich sicher bis zu meiner Abreise gedacht, dass diese Menschen total arm dran seien. Und das waren sie natürlich auch, sie starben fast vor Hunger. Aber sie waren nicht bloß arm dran. Das Land um Waw ist genauso fruchtbar wie bei uns, und diese armen Menschen waren früher einmal Bauern gewesen und hatten für sich selbst gesorgt, bis sie von den Konfliktparteien von ihrem Land vertrieben wurden. Die Menschen in dem Hungercamp hatten vor allem grenzenloses Pech gehabt.

Wenn ich an die fünf Jahre als Auslandskorrespondent zurückdachte, fielen mir viele solche Erfahrungen wieder ein. Noch spannender wurde es, als ich mein Archiv heranzog und mir ansah, was über Waw in der Zeitung gestanden hatte. In meinem Artikel ging es um die überraschende Reaktion der ach so armen und sterbensmatten Flüchtlinge in der dritten Baracke und um ein Gespräch mit einem Arzt in der Krankenstation des Lagers. Er behandelte die schwersten Fälle und führte eine Strichliste für die Statistik von »täglich 80 Toten in

Waw«. Das größte Problem seien die geschrumpften Mägen, hatte er erzählt. »Wenn die Menschen zu viel essen, platzen ihnen die Eingeweide, wenn sie zu wenig essen, sterben sie. Während sie buchstäblich vor Hunger sterben, müssen wir das Essen von ihnen fernhalten. Aus medizinischer Sicht sind diese Menschen längst tot.«

Der letzte Satz galt in Redaktionen als »genialer O-Ton«, und die Endredaktion hatte daraus eine Schlagzeile gemacht. Als Illustration hatte sie ein riesiges Foto ausgesucht, darunter stand: »In einem Flüchtlingslager bei Ajiep, bei Waw im Südsudan, bringt eine Frau ihr Kind zur Welt. Gleich daneben stirbt ein Verwandter den Hungertod.« Rechts im Bild sah man einen ausgemergelten Mann, der wahrscheinlich verwundert darüber war, woher das rätselhafte Klicken der Kamera kam, in der Mitte ein kleiner Junge, der weinte, und links zwei Hebammen mit einer nervös wirkenden Schwangeren.

Es war ein starkes Bild, aber die Redaktion hätte genauso gut ein Foto von den lachenden Menschen in der dritten Baracke bringen können und für die Schlagzeile ein anderes Zitat, wie zum Beispiel das des zweiten Arztes im Lager: »Diese Menschen sind unbeschreiblich zäh. Kein westlicher Mensch hätte das überlebt. Aber hier warten sie, bis der Frieden kommt, laufen Hunderte von Kilometern zu Fuß in ihre Dörfer zurück, pflanzen Erdnüsse und machen da weiter, wo sie aufgehört haben.«

Offenbar konnte ich als Korrespondent ganz verschiedene Geschichten über ein und dieselbe Situation erzählen. Doch die Medien konnten nur eine davon bringen, und oft genug war das genau diejenige Geschichte, die das bereits vorherrschende Bild bestätigte – wie in Waw die Geschichte von lauter armen Leuten, die aus medizinischer Sicht längst tot waren, und nicht die von unbeschreiblich zähen Menschen, die grenzenloses Pech hatten.

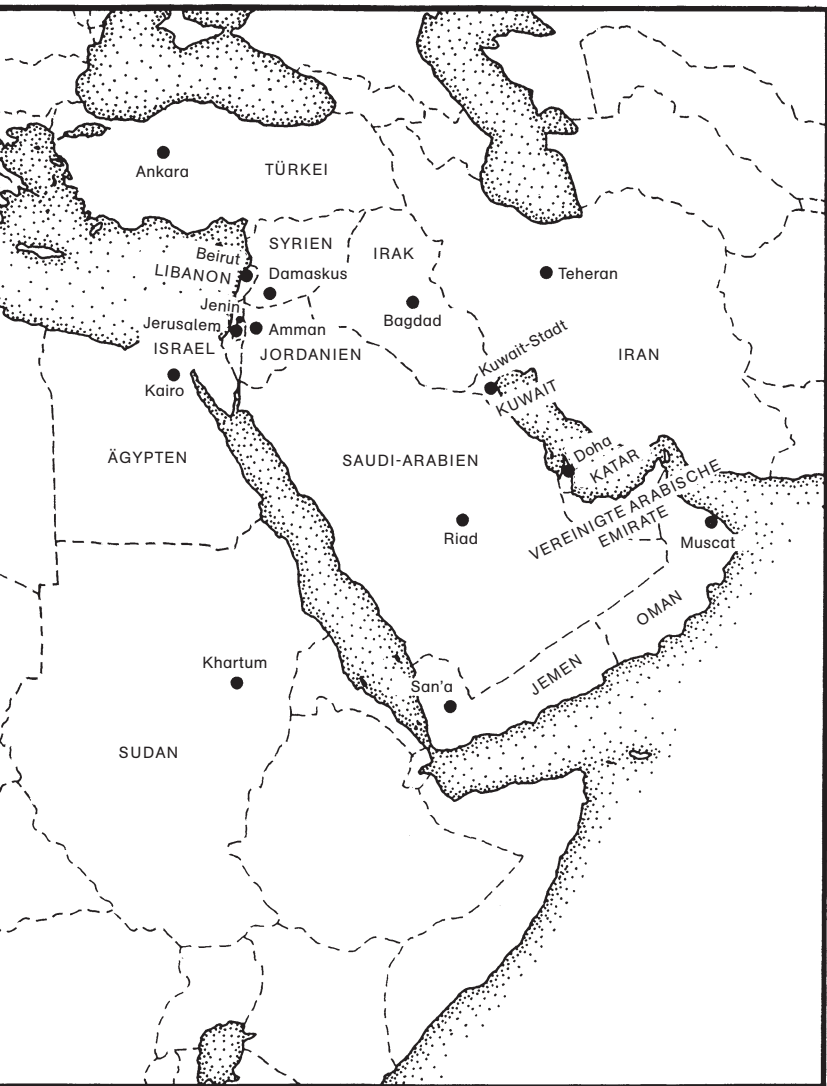
So war es meistens gelaufen in den fünf Jahren, und das machte die Bilder vom Fardus-Platz zu einem passenden Abschluss. Amerikanische und europäische Journalisten sahen in dem Fall Bagdads eine Entwicklung zum Guten. Bei ihnen kamen Bilder herein von jubelnden Irakern, die die Statue des Diktators niederrissen, Bilder, die ihren Erwartungen entsprachen, und sie dachten: »Unsere Arbeit ist getan.« Bei Al-Dschasira sah man im Fall Bagdads den Beginn der Besetzung. Man suchte nach Bildern, die das symbolisierten, und landete bei den triumphierenden US-amerikanischen Soldaten, die spontan das Sternenbanner über die Statue werfen.

So konnten Bild und Wirklichkeit auseinanderklaffen, und als ich das endlich kapierte, wusste ich, welche Geschichte ich erzählen wollte. Kein Buch, das erklärt, wie die Demokratisierung der arabischen Welt gehen soll, wie tolerant der Islam ist, oder wer im Streit zwischen Israel und den Palästinensern recht hat. Sondern das Gegenteil: ein Buch, das sagt, warum es so schwer ist, über die großen Fragen in Nahost etwas Sinnvolles zu sagen. Oder eigentlich schlicht ein Buch über die Momente, in denen ich mir dachte: »*Hello everybody!*«

Teil I



ARABISCHE WELT UND NAHER OSTEN



Ankara

TÜRKEI

Beirut

LIBANON

SYRIEN

Damaskus

IRAK

Bagdad

Teheran

Jenin

Jerusalem

ISRAEL

JORDANIEN

Kairo

Kuwait-Stadt

KUWAIT

IRAN

ÄGYPTEN

SAUDI-ARABIEN

Doha

KATAR

Riad

VEREINIGTE ARABISCHE

EMIRATE

Muscat

OMAN

Khartum

SUDAN

San'a

JEMEN

Journalismus für Anfänger

Die meisten Auslandskorrespondenten lernen ihren Job im eigenen Land, bevor sie auf die Welt losgelassen werden. Bei mir war das anders. Ich habe keine journalistische Ausbildung, sondern habe Sozialwissenschaften und Arabisch studiert und mich ein Jahr lang in Kairo mit Leuten in meinem Alter beschäftigt. Darüber habe ich ein Buch geschrieben,¹ und so sind die niederländische Tageszeitung *de Volkskrant* und die Redaktion der Nachrichtensendung Radio 1 Journaal auf mich aufmerksam geworden.

Bei meiner Ankunft in Kairo, hatte ich also kaum Erfahrung in dem Job, und obwohl ich bei der Zeitung und dem Radio einige Tage hatte reinschnuppern dürfen, dachte ich über den Journalismus nicht anders als ein durchschnittlicher Leser, Zuschauer oder Hörer: Journalisten wissen, was in der Welt los ist, die Nachrichten informieren uns darüber und sind dabei möglichst objektiv.

In den Jahren, die dann folgten, blieb von diesen Vorstellungen wenig übrig. Als ich Israel und Palästina »machte«, ging mein Glaube an die Möglichkeit einer neutralen Berichterstattung schnell flöten. In den Jahren davor – von der ersten Woche in Waw bis zu den Nachbeben des 11. September – hatte ich die Erfahrung gemacht, dass journalistische Arbeit in der arabischen Welt unmöglich ist. Man kann gar nicht wissen, was sich dort tut. Nicht als Journalist, und erst recht nicht als Zuschauer, Leser oder Hörer.